

Wilhelm Krull

„Vom Nutzen und Nachteil der Qualitätsbewertung für die Geisteswissenschaften“^{*}

Deutschland im Ranking-Fieber

Mit dem 28. Juni 2003 hat im deutschen und europäischen Wissenschaftsbetrieb eine neue Zeitrechnung begonnen: An diesem Tag wurde erstmals das seither jährlich erscheinende Hochschulranking des Instituts für Hochschulforschung der Shanghai Jiaotong University veröffentlicht. Die Methoden und Kriterien, die diesem Ranking zugrunde liegen, sind umstritten, da die Indikatoren so gewählt sind, dass sich eine starke Verzerrung zugunsten von Universitäten mit klarer natur- und technikkissenschaftlicher Ausrichtung in englischsprachigen Ländern ergibt. Maßgeblich für eine Positionierung im Shanghai-Ranking sind die folgenden sechs Indikatoren:

- Die Zahl der Alumni, die einen Nobelpreis in den Fächern Physik, Chemie, Medizin oder Wirtschaftswissenschaften sowie eine Fields-Medaille in der Mathematik erhalten haben (10 %).
- Die Zahl der Fakultätsangehörigen, die einen Nobelpreis oder eine Fields-Medaille gewonnen haben (20 %).
- Die Zahl der Artikel mit einer Koautorschaft von Fakultätsmitgliedern, die in *Nature* und *Science* publiziert wurden (20 %).
- Die Zahl der Artikel, die von Fakultätsmitgliedern der Universität publiziert wurden und im Science Citation Index oder im Social Science Citation Index gelistet sind (20 %).
- Die Zahl der vielfach zitierten Forscher der Universität in 21 breit angelegten Themenfeldern (20 %).
- Die akademische Leistung in Relation zur Größe der Universität (10 %).

Dennoch: Seit der Veröffentlichung des ersten Shanghai-Rankings befindet sich Deutschland im Ranking-Fieber. Das belegt nicht nur die geradezu hysterische Reaktion auf jede neue Veröffentlichung dieses Rankings, sondern auch die wachsende Anzahl an mehr oder weniger hausgemachten nationalen Ranglisten, die in den letzten Jahren in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden.

^{*} Vortrag an der Universität Zürich am 2. März 2010.

Ein kurzer Blick auf diese Ranglisten zeigt, wie groß offenbar die Nachfrage nach einer quantifizierbaren Bewertung der Qualität von Forschung und Lehre an deutschen Hochschulen derzeit ist: Das Nachrichtenmagazin „Focus“ etwa veröffentlicht alljährlich ein Ranking der deutschen Universitäten, das auf der Grundlage von Professorenbefragungen, Zitationsanalysen und Daten des Statistischen Bundesamtes ermitteln möchte, wo in Deutschland „die beste Ausbildung in Forschung und Lehre stattfindet“. Mit seinem in Zusammenarbeit mit AOL und McKinsey erstellten Ranking möchte das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ den Spieß gleichermaßen umdrehen und die Exzellenz einer Hochschule per Online-Befragung nicht an den Leistungen ihrer Professoren, sondern der durch Abitur- und Zwischenprüfungsnoten belegten Begabung ihrer Studierenden messen. Die Wirtschaftszeitung „Handelsblatt“ ermittelt den Interessen ihrer Zielgruppe folgend Top-Forscher und Top-Fakultäten im Bereich VWL. Der „Hochschulanzeiger“ der F.A.Z. vergleicht den Berufserfolg von Absolventen privater Wirtschaftshochschulen im deutschsprachigen Raum. Die Zeitung „Karriere“ kürt mittels einer Befragung von Absolventen, Personalverantwortlichen und Daten des Statistischen Bundesamtes die besten Unis in den Fächern Wirtschaft, Jura, Medienwissenschaften, Maschinenbau, Elektrotechnik, Wirtschaftsingenieurwesen und Informatik; und die „Wirtschaftswoche“ beantwortet durch eine Umfrage unter 200 Forschern die Frage, wo „Deutschlands beste Forscher in den zwölf wichtigsten Zukunftstechnologie arbeiten“ und befragt Personalmanager zur Qualität von Absolventen in den Wirtschafts-, Rechts- und Ingenieurwissenschaften sowie im Fach Informatik.

Von diesen Rankings möchte sich wiederum das Centrum für Hochschulentwicklung mit seinem erstmals 1998 veröffentlichten, fachbezogenen und mehrdimensionalen Hochschulranking abheben. Doch auch dieses Ranking stößt nicht bei allen Hochschulen und in allen Fachdisziplinen auf Gegenliebe. So lehnte der Historikerverband in einer Stellungnahme vom Sommer 2009 *„die Teilnahme an fachfremden Ratings oder Rankings, wie sie etwa das CHE durchführt, prinzipiell ab“*.

Die Reaktion der Geisteswissenschaften auf das Rankingfieber

Die ablehnende Haltung des Historikerverbandes gegenüber Rankings und Ratings soll im Folgenden als Beispiel dienen, für die Schwierigkeiten, die sich aus der wachsenden Nachfrage nach quantifizierbarer Forschungsbewertung für die geisteswissenschaftlichen Fächer ergeben.

Der Historikerverband lehnt derzeit nicht nur die größeren und kleineren Vorläufer, Ableger oder Konkurrenten des Shanghai-Rankings ab. Auch die Bemühungen des Wissenschaftsrates, den schlicht gestrickten und methodisch oft unsauber durchgeführten Rankings privater Anbieter ein differenziertes Forschungsrating entgegenzusetzen, werden vom Historikerverband nicht unterstützt: Eine Mitwirkung an einem Forschungsrating des Wissenschaftsrats, der zuvor schon die Soziologie und die Chemie bewertet hatte, lehnte der Verband für das Fach Geschichte im letzten Jahr nach langen Diskussionen ab.

Zwar erkannte der Historikerverband die Absicht des Wissenschaftsrates an, anders als bei anderen Verfahren unterschiedliche Fächergruppen jeweils differenziert und nach einem von Vertretern der Fächer selbst ausgehandelten Kriterienkatalog zu bewerten, doch grundsätzliche Zweifel, ob es sinnvoll sei, ein solches Rating zu erstellen und der Forderung nach quantifizierbaren Daten nachzugeben, gaben schließlich den Ausschlag für die ablehnende Haltung des Verbandes. In einer Stellungnahme vom 4. April 2009 schrieb der Verbandsvorsitzende Werner Plumpe, dass die Gegner eines Forschungsratings in den Geschichtswissenschaften den Sinn und die Bedeutung eines solchen Ratings grundsätzlich bezweifelten. *„Hier könne es“*, so fasste Plumpe die Position der Rating-Gegner zusammen, *„allein aufgrund der Unmöglichkeit, ein dynamisches Fach wie die Geschichtswissenschaft parametrisch gleichsam in einer Momentaufnahme abzubilden und wertend zu erfassen, zu keinen sinnhaften Resultaten kommen. Was dabei herauskomme, seien teilweise quantifizierte, immer aber parametrisierte Informationen für politische Diskussions- und Entscheidungsprozesse, die gemessen an der Realität des Faches unterkomplex seien, der Politik aber das Gefühl des Informiertseins durch die Wissenschaft selbst vermitteln. Auf diese Weise bediene der Wissenschaftsrat letztlich die politische Illusion, Wissenschaft lasse sich parametrisch durch das Setzen bestimmter Anreize steuern, und fördere damit die Herausbildung und Verfestigung strategischer Verhaltensweisen, die zumindest in den Geisteswissenschaften die akademische Kultur zerstörten. Das Fach habe es aber weder nötig noch sei es im eigenen Interesse verpflichtet, die gefährlichen Illusionen der derzeit politisch hegemonialen Strömungen zu bedienen.“*

Neben diesen grundsätzlichen Bedenken sei aus Sicht der Rating-Gegner, so Plumpe, zudem fraglich, wie ein solches Rating zu sinnvollen Ergebnissen kommen solle, es sei denn, es werde ständig wiederholt – und damit so zeit- und arbeitsaufwendig, dass Aufwand und Ertrag kaum in einem angemessenen Verhältnis zueinander stünden und der Intention, Forschung und Lehre zu verbessern, durch die im Berichts- und Bewertungsprozess verschlungene Kapazität eher zuwiderliefen.

Als sich der Historikerverband im Sommer 2009 schließlich endgültig gegen die Teilnahme an dem Rating – also zum Boykott – entschied, hieß es in der vom Verband herausgegebenen Pressemitteilung zwar, dass man das Anliegen des Wissenschaftsrates, die Fachverbände aktiv bei der Verständigung über disziplinäre Standards zu beteiligen und gemeinsam disziplinspezifische Kriterien für Forschungsqualität zu erarbeiten, unterstütze, doch grundsätzlich Bedenken gegen die Nützlichkeit und Durchführbarkeit des geplanten Ratings hege. Der Verband betonte in seiner Stellungnahme jedoch zugleich ausdrücklich, *„dass sich die deutschen Historikerinnen und Historiker ihrer Verantwortung bewusst sind, gegenüber der Öffentlichkeit Rechenschaft über ihr Tun abzulegen“* und signalisierte seine Bereitschaft, sich *„in angemessener Form an der Suche nach geeigneten Konzepten und an ergebnisoffenen Diskussionen über die Möglichkeit der Entwicklung und Messung von Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften [zu] beteiligen.“*

So viel steht fest: In einer Zeit, in der vieles ungewiss scheint und dennoch alles berechnet und vermessen wird, können sich auch die Geisteswissenschaften der evaluativen Qualitätsmessung kaum entziehen. Ein Blick auf die Welt der Benchmarks, Ratings und Rankings zeigt freilich, dass die oftmals kulturspezifischen Leistungen geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre in ihr so gut wie keine Rolle spielen, und die für die Erstellung von Rankings verwendeten Instrumente den geisteswissenschaftlichen Fächern nicht gerecht werden.

Quantität statt Qualität – aktuelle Methoden der „Qualitätsbewertung“

Wie ungeeignet z. B. aktuelle Methoden, die Anzahl und den so genannten *Impact* von Veröffentlichungen als Qualitätsmaßstab mess- und nachprüfbar zu machen, für Qualitätsbewertung in den Geisteswissenschaften sind, zeigt ein Blick in die Datenbanken des Thomson Scientific, früher Institute for Scientific Information. Dessen Datenanalysen können nur in Fächern funktionieren, bei denen nicht nur die zitierenden, sondern auch die Mehrheit der zitierten Veröffentlichungen in der Datenbank enthalten sind. Während das bei den meisten der großen naturwissenschaftlichen Fächer in bis zu 100% der Fälle gegeben ist, liegt die Kongruenz bereits bei Mathematik und Wirtschaftswissenschaften nur noch bei 40 bis 60 Prozent und in den Sozial- und Geisteswissenschaften liegt der Prozentsatz noch einmal deutlich niedriger. So beziehen sich z. B. nur 11 Prozent der Zitate in literaturwissenschaftlichen Arbeiten auf Arbeiten, die ihrerseits in der Datenbank enthalten sind.

Dieses Beispiel für die Schwierigkeiten der quantitativen Qualitätsbewertung in den Geisteswissenschaften mit auf die Naturwissenschaften ausgerichteten Instrumenten hob Christoph Schneider, der langjährige Leiter des Bereichs „Fachliche Angelegenheiten“ bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), in einem im Oktober 2009 in der FAZ erschienenen Artikel über „Zauberlehrlinge im Rate- und Ränkespiel“ hervor. Über den neuen Vermessungswahn schrieb Schneider: *„So wie Midas im griechischen Mythos alles zu Gold werden ließ, was er berührte, und darüber verhungerte, so wird dem ranglistenversessenen Evaluator alles zur Zahl, die ihm bald die Wirklichkeit verstellt.“*¹

Dass sich Qualitätsmessungsverfahren, die sich in den Naturwissenschaften z. T. durchaus bewähren, nicht 1:1 auf die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften übertragen lassen, ist inzwischen hinlänglich bekannt. Zu unterschiedlich sind die Publikations- und Kommunikationskulturen der beiden Fachwelten. Oft ist das Verständnis für die – und auch die Kenntnis der – „Gegenseite“ sehr gering.

¹ Christoph Schneider: Zauberlehrlinge im Rate- und Ränkespiel, in: FAZ, 1.10.2009.

In einem 2006 in der ZEIT erschienenen Artikel des Sozialpsychologen Harald Welzer über seine Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit einem Neurophysiologen in einem interdisziplinären – von der VolkswagenStiftung geförderten – Forschungsprojekt stellte Welzer fest: *„Die oft konstatierte Sprachlosigkeit zwischen den Disziplinen ist gar keine; es handelt sich vielmehr um kulturelle Differenzen, die zwischen den Fächern bestehen und die es schwer machen, miteinander in Austausch zu kommen.“*² Welzer fragte: *„Wer hätte sich je Gedanken darüber gemacht, dass die disziplinären Vorstellungen von einer ‚wissenschaftlichen Veröffentlichung‘ so voneinander abweichen, dass es fast unmöglich ist, gemeinsam einen Text zu verfassen? Für mich als Sozialwissenschaftler war es höchst befremdlich, noch die stumpfsten Hauptsätze, zu denen ich fähig war, von den Gutachtern eines Fachbeitrags als ‚episch breit‘ kritisiert zu finden, während im umgekehrten Fall Gutachter sozial- und geisteswissenschaftlicher Journale Phänomene wie die ‚zunehmende Reaktionsgeschwindigkeitsverminderung‘ für ziemlich absonderlich hielten.“*³

Während bahnbrechende naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse jeweils in einer Handvoll allen Mitgliedern der entsprechenden Scientific Community bekannten internationalen Fachzeitschriften veröffentlicht werden, ist die Publikationsform in den Geisteswissenschaften immer noch die – fast immer in der Muttersprache verfasste – Monographie. Während man sich in den Naturwissenschaften darüber streitet, welcher Autor an welcher Stelle eines Fachartikels aufgeführt wird, ist der Begriff des Erstautors in den Geisteswissenschaften kaum bekannt. Exzellenz beruht in den geisteswissenschaftlichen Fächern immer noch in erster Linie auf der Forschungsleistung einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und nicht auf der gemeinsamen Anstrengung einer Arbeitsgruppe. Gegenwärtige Methoden zur quantitativen Qualitätsbewertung berücksichtigen diese unterschiedlichen Publikations- und Arbeitsformen nur höchst unzureichend.

Als weiteres Beispiel können hier die Drittmittelrankings oder

-quoten angeführt werden. Selbstverständlich spielen die Natur- und Ingenieurwissenschaften hier in einer ganz anderen Liga. Denn sie benötigen für ihre Arbeit z. T.

² Harald Welzer: Nur nicht über Sinn reden!, in: Die ZEIT, 27.04.2006.

³ Ebd.

teure Geräte, kostspieliges Verbrauchsmaterial und die Unterstützung von technischem Personal. Außerdem zahlen sie ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen zumeist schon im Doktorandenstadium volle Gehälter. Ein Geisteswissenschaftler braucht dagegen zum Forschen in erster Linie Zeit, eine gute Bibliothek und ggf. Geld für Archivreisen oder Feldforschung. Für ihn ist die durch die Finanzierung seiner Stelle oder einer Stellvertretung gewonnene Zeit zum Forschen so kostbar wie für einen Naturwissenschaftler eine teure Laborausstattung – für den Drittmittelgeber ist diese Form der Forschung natürlich wesentlich preisgünstiger und taucht so auch in der Drittmittelstatistik im Durchschnitt etwa mit einem Zehntel des Betrages auf, der in den Ingenieurwissenschaften und der Medizin üblich ist. Wenn Hochschulleitungen allein auf die Höhe der Bewilligungssummen von Drittmittelprojekten schauen, vergleichen sie daher Äpfel mit Birnen. Außerdem unterliegen sie der Gefahr, bloße Aktivitätsmaße schon für Leistungsnachweise zu halten.

Ein weiterer typischer Leistungsindikator, die Verleihung von renommierten Forschungspreisen, wirkt sich wiederum zum Nachteil der Geisteswissenschaften aus: Nobelpreise werden nun einmal nur in den Natur- und Wirtschaftswissenschaften verliehen. Bei breiter angelegten Preisen entscheidet zumeist schon die Zusammensetzung der Jury darüber, dass die Geisteswissenschaften kaum berücksichtigt werden. Der Konstanzer Historiker Jürgen Osterhammel, der für sein 2009 erschienenes Monumentalwerk „Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts“ den NDR Kultur Sachbuchpreis erhielt, sagte bei der Preisverleihung, er sei froh, dass er in den offenbar vorrangig für den naturwissenschaftlichen Lehr- und Forschungsbetrieb entwickelten Berichtsbogen, den er alljährlich aus dem Rektorat erhalte, in der Kategorie „Preise“ nun endlich einmal etwas eintragen könne. Da Osterhammel wenige Monate später mit dem Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ausgezeichnet wurde, wird die Rubrik auch in diesem Jahr nicht leer bleiben.

Der vergleichsweise neue Drang nach in Zahlen zu fassender Qualitätsbewertung wirkt sich derzeit eher zum Nachteil der Geisteswissenschaften aus, zumindest fühlen sie sich dadurch unter Druck gesetzt und einmal mehr in die Enge gedrängt. Dass sie sich diesem Drang nach Bewertung langfristig nicht entziehen können, ist

jedoch auch den Kritikern der aktuellen Rankings und Ratings klar. Doch wie kann eine sinnvolle Qualitätsbewertung in den Geisteswissenschaften aussehen?

Fachinterne Qualitätsbewertung: Die Begutachungskultur in den Geisteswissenschaften

Innerhalb der geisteswissenschaftlichen Community erfolgt diese Bewertung ständig: Wenn Mitarbeiterstellen besetzt, Rufe erteilt, wissenschaftliche Bücher in Verlagsprogramme aufgenommen und Drittmittel vergeben werden. Diese Qualitätsbewertung beruht zumeist auf in der Community anerkannten Kriterien, die nicht in Zahlen messbar und in Leistungskriterien festzuhalten sind.

Einen tiefen Einblick in die fachintern üblichen Qualitätsbewertungsverfahren gibt der Blick in Fachgutachten. Als wissenschaftsfördernde Stiftung ist die VolkswagenStiftung darauf angewiesen, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Projektanträge ihrer Fachkollegen begutachten. Während es einige Regeln gibt, die für alle Gutachten gelten, so z. B., dass ablehnende Gutachten tendenziell länger sind als befürwortende, lassen sich auch in der Begutachtungs- und damit in der Bewertungskultur einige grundlegende Unterschiede zwischen Geistes- und Naturwissenschaften feststellen. In dem Faltblatt „Hinweise für die Begutachtung“, das die Stiftung an alle Gutachterinnen und Gutachter verschickt, werden folgende, allgemeine Hinweise und Kriterien genannt, an denen sich die schriftliche Begutachtung orientieren sollte:

„1) Beitrag zur wissenschaftlichen Entwicklung

Wo ist das Vorhaben innerhalb der Wissenschaftsentwicklung in dem betreffenden Gebiet anzusiedeln, was ist neu und originell an der Vorgehensweise, worin liegt der erwartete Erkenntnisgewinn?

2) Schlüssigkeit

Wirkt das in dem Antrag dargestellte Vorhaben hinsichtlich des Wissensstandes, der angestrebten Ziele, der eingesetzten Methoden sowie des Arbeits- und Durchführungsplanes schlüssig?

3) Persönliche Qualifikation

Wie sind die Kompetenz der Projektbeteiligten, deren bisherige Publikationsergebnisse unter Würdigung ihrer biografischen Lebensumstände (z. B. Familienphasen) und die für das Vorhaben relevanten Vorarbeiten einzuschätzen?

4) Angemessener Aufwand

Ist der geplante Einsatz an Zeit, Personal und Sachmitteln zum Erreichen der Ziele erforderlich? Bei welchen Positionen bieten sich Einsparungen oder Umschichtungen an?

5) Anregungen zur Durchführung

Gibt es Hinweise, die bei der Durchführung des Vorhabens helfen könnten und daher im Falle einer Bewilligung anonymisiert an die Antragstellerinnen und Antragsteller weitergeleitet werden sollten?“

Die von der Stiftung vorgegebenen Aspekte sind für die zu begutachtenden Forschungsprojekte aller Fächer gleich. Die Maßstäbe, die zugrunde gelegt werden, sind dann natürlich jeweils die, die in der scientific community, aus der der Antrag stammt, gelten. Es zeigt sich, dass geisteswissenschaftliche Gutachten in der Regel vom Umfang her wesentlich länger und – der Fachkultur entsprechend – mit Blick auf den Inhalt kritischer formuliert sind als jene aus der Feder von Natur- und Ingenieurwissenschaftlern. Auch ein Projektantrag, der am Ende für uneingeschränkt förderungswürdig befunden wird, wird oft detailliert analysiert und kritisiert. Manchmal ist die Diskrepanz zwischen dem ebenfalls beigefügten Bewertungsbogen, auf dem die Gutachter die Person des Antragstellers nach Kriterien wie fachwissenschaftliche Qualifikation, fachübergreifendes Potenzial und wissenschaftliche Zukunftschancen einschätzen und das Projekt nach Kriterien wie Qualität, Originalität und Komplexität beurteilen sollen, und dem ausführlichen schriftlichen Gutachten geradezu frappierend. Auch wenn das Gesamturteil auf dem Bewertungsbogen „herausragend“ lautet, so bedeutet das nicht, dass der Antrag in der schriftlichen Stellungnahme nicht Punkt für Punkt auseinandergenommen wird. Die ausführliche Auseinandersetzung mit dem Antrag einer geschätzten Kollegin oder eines berühmten Kollegen gilt gewissermaßen als „Liebesbeweis“ oder auch für den Gutachter, der sich als ebenbürtig betrachtet, als eine Art „Ehrensache“.

Innerhalb des Faches mag diese Form der Begutachtungskultur funktionieren, doch dort, wo Geisteswissenschaftler mit Naturwissenschaftlern um Förderung konkurrieren, wirkt sich diese Kultur negativ auf die „Gewinnchancen“ der Geisteswissenschaften aus. In der VolkswagenStiftung können wir das z. B. bei den Lichtenberg-Professuren beobachten, die Bewerber/innen aus allen Fächern offenstehen. Und auch im Rahmen der Exzellenzinitiative, ja in einer ganzen Reihe von mehrstufigen Begutachtungs- und Entscheidungsverfahren, hat sich dieser Unterschied in der Bewertungskultur nur allzu häufig negativ auf die Erfolgchancen der Geisteswissenschaften ausgewirkt. Sätze wie die folgenden, im Zusammenhang mit einem ingenieurwissenschaftlichen Vorhaben in der Exzellenzinitiative gefallen, kommen Vertretern der Geisteswissenschaften eben nur schwer über die Lippen: „Das ist nicht nur exzellent, meine Damen und Herren. Das ist megaexzellent.“

Innerhalb der Geisteswissenschaften funktioniert Qualitätsbewertung mehr oder weniger reibungslos. Die Qualität der Arbeit eines einzelnen Forschers festzustellen, fällt für gewöhnlich weder dem Fachkollegen noch dem Lektor im Wissenschaftsverlag schwer. Doch wie kommunizieren Geisteswissenschaftler ihre nur allzu häufig mit Fundamentalkritik an den vorgeschlagenen Fragestellungen und Methoden einhergehende Qualitätsbewertungskultur gegenüber Kollegen aus den Natur- und Ingenieurwissenschaften und wie gehen sie damit um, wenn von ihnen erwartet wird, die Qualität eines Fachbereiches oder gar einer ganzen Fakultät zu vermessen und durch Zahlen und Fakten für die Öffentlichkeit nachvollziehbar und nachprüfbar darzulegen?

Bislang bleiben die Geisteswissenschaften die Antwort schuldig, wie Qualität in ihren Fächern in angemessener Weise „gemessen“ werden kann. Zweifelsohne lassen sich die in den Naturwissenschaften verwendeten Instrumente für die Qualitätsbewertung nicht auf die Geisteswissenschaften übertragen. Auch vielen anderen Fächern werden sie nicht gerecht, denn oft, so scheint es zumindest, wird bei den aktuellen Rankings und Ratings nach quantitativen bzw. quantifizierbaren Kriterien gesucht und die qualitativen, nicht quantifizierbaren Kriterien werden vernachlässigt, da sie sich nur mit einem ungleich höheren Aufwand ermitteln lassen. Fordert man jedoch das Zugrundelegen qualitativer Kriterien, so muss man die Frage beantworten: Was ist Qualität in den Geisteswissenschaften?

Was ist Qualität in den Geisteswissenschaften? Ein Blick zurück

Ein zentrales Themenfeld geisteswissenschaftlicher Forschung ist die Analyse vergangener Zeiten, genauer: das Erfassen, Erschließen, Erhalten und Vermitteln von Kulturgut. Vielleicht bedarf es auch für die Beantwortung der Frage: „Was ist Qualität in den Geisteswissenschaften und wie kann man sie messen?“ nicht nur eines Blicks in die Gegenwart und über die Landesgrenzen hinaus, sondern auch eines Blicks zurück in die Vergangenheit, in die Blütezeit geisteswissenschaftlicher Forschung in Deutschland. Warum wird das ausgehende 19. und das frühe 20. Jahrhundert als eine solche Blütezeit charakterisiert? Wegen der internationalen Ausstrahlung der geisteswissenschaftlichen Forschung in Deutschland, der hohen Attraktivität der deutschen Universitäten für ausländische Studierende und Wissenschaftler und des Transfers in Deutschland entwickelter Lehrformen und Forschungsmethoden ins Ausland.

Wie verhält es sich mit dieser internationalen Ausstrahlung heute? Während sich die Naturwissenschaften auf ein mehr oder weniger gutes Laborenglisch als Lingua Franca geeinigt haben, sind und bleiben die Geisteswissenschaften ganz überwiegend an die jeweilige Nationalsprache gebunden. Der Rückgang von Deutsch als Wissenschaftssprache und die sinkende internationale Bedeutung der deutschsprachigen Geisteswissenschaften sind unauflöslich miteinander verknüpft. Doch Wissenschaften, die in der und durch die Sprache wirken, können diese Sprache nicht einfach abstreifen. Geisteswissenschaftler müssen in der Sprache schreiben, in der sie denken, und sie müssen zugleich mehrere Sprachen erlernen, um an der wissenschaftlichen Diskussion in anderen Ländern teilnehmen zu können. In gewisser Weise gilt auch für diesen Wissenschaftsbereich der Satz der ehemaligen Präsidentin des Goethe-Instituts, Jutta Limbach: „Englisch ist ein Muss, Deutsch ist ein Plus.“ Wenn sich Qualität von Geisteswissenschaften u. a. über ihre internationale Attraktivität messen lässt, so bedeutet das nicht, dass diese Attraktivität sich über die Zahl der englischsprachigen Studiengänge, die in den Geisteswissenschaften angeboten wird, steigern lässt, vielmehr sind es die zwei- oder mehrsprachigen Studiengänge, die in Kooperation mit Hochschulen im Ausland durchgeführt werden, die die internationale Sichtbarkeit und Attraktivität der deutschen Geisteswissenschaften steigern können. Es sind Austauschprogramme und es ist die Präsenz von Nachwuchswis-

senschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern und von etablierten Professorinnen und Professoren auf internationalen Fachtagungen, die die Vernetzung der internationalen wissenschaftlichen Community in allen geisteswissenschaftlichen Fächern fördern und den Austausch von Forschungsergebnissen und -methoden ermöglichen, und damit zugleich auch die hohe Qualität geisteswissenschaftlicher Forschung im deutschsprachigen Raum auf internationalem Parkett sichtbar machen können.

Eine Qualitätsvermessung in den Geisteswissenschaften nach dem Muster der Naturwissenschaften funktioniert nicht. Dass sich Qualität in den Geisteswissenschaften schwieriger quantifizieren lässt, bedeutet aber natürlich nicht, dass sie nicht vorhanden ist. Auch wenn die internationale Anziehungskraft der Geisteswissenschaften im deutschsprachigen Raum nachgelassen hat, so ist ihre Ausstrahlung keineswegs vollständig verblasst. Hier ausgebildete Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler haben, so sie denn die entsprechende Sprachkompetenz mitbringen, gute Chancen auf dem internationalen Wissenschaftsarbetsmarkt. Allerdings sagt die hohe Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses nur bedingt etwas über die Qualität eines Faches in Forschung und Lehre aus. Nur ein geringer Prozentsatz der in geisteswissenschaftlichen Fächern eingeschriebenen Studierenden strebt tatsächlich eine Hochschullaufbahn an bzw. hätte überhaupt eine Chance, eine solche erfolgreich einzuschlagen, auch wenn das Studium an deutschen Hochschulen, insbesondere in den Geisteswissenschaften, immer noch häufig in erster Linie auf die Qualifikation für eine wissenschaftliche Laufbahn ausgerichtet ist. Große Teile der Geisteswissenschaften zählen in Deutschland zu den „Massenfächern“ mit hohen Studierendenzahlen, schlechten Betreuungsrelationen und z. T. dramatischen Abbrecherquoten.

Das krisenhafte Selbstbild der Geisteswissenschaften

Fasst man die Diskussion in den und über die Geisteswissenschaften in Deutschland zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Von der Politik allzu lange vernachlässigt, schlecht ausgestattet, unterfinanziert und nahezu chancenlos im Wettbewerb um die großen Drittmitteltöpfe der öffentlichen Hand scheinen die Geisteswissenschaften ein erbarmungswürdiges Dasein zu fristen. Drei Zitate mögen hier genügen, um dieses krisenhafte Selbstbild der Geisteswissenschaften zu illustrieren:

- „In vielen geisteswissenschaftlichen Fächern steht man bereits mit dem Rücken zur Wand. Weitere Kürzungen werden in manchen Bereichen unmittelbar zum Exitus führen.“ (Hans-Joachim Gehrke in der DFG-Zeitschrift *Forschung*, 1/ 2008, S. 3)
- „Über den Geisteswissenschaften liegt nämlich ein wissenschaftsideologischer Fluch, den 1959 Charles Percy Snow, Physiker, Romancier und hoher britischer Staatsbeamter mit seiner Rede von den zwei Kulturen, der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen („literarischen“) Kultur in die Welt gesetzt hat. Er tat dies eher nebenbei, in einer Art Sonntagsrede und doch mit ungeheurer Wirkung, vor allem bei den Geisteswissenschaftlern. Diese Wirkung besagt denn auch vielleicht nicht so sehr etwas über den Wahrheitsgehalt der Snowschen Vorstellungen, als viel mehr etwas über die Nervosität und den Selbstzweifel, die die Geisteswissenschaften ergriffen haben.“ (Jürgen Mittelstraß: „Glanz und Elend der Geisteswissenschaften“, 1989, S. 7)
- „Wo noch vor 15 Jahren die Rede- und Ideenschlacht tobte, gibt es heute als Geräusch nur noch die leise Klage der Hochschullehrer über die dürftigen Schreib- und Leseversuche einer sprachlos gewordenen Generation und den beflissenen Wortschwall von Studenten, deren abgeleiertes Referat vom meditativen Klappern der Stricknadeln begleitet wird, in der Hoffnung, dem geistigen Leben durch handwerkliche Nebentätigkeit noch einen Hauch von Sinn abzurufen.“ (Joachim Dyck, in der „Zeit“ aus dem Jahre 1985)

Von diesen drei Äußerungen ist nur die erste aktuell, und zwar von Professor Dr. Hans-Joachim Gehrke aus der DFG-Zeitschrift „Forschung“. Die beiden anderen stammen aus den 1980er Jahren und zwar die zweite von Professor Jürgen Mittelstraß und die letzte von dem Oldenburger Germanisten Joachim Dyck. Sie zeigen,

dass laut klapperndes Klagen offenbar seit eh und je zum geisteswissenschaftlichen Handwerk gehört.

Ich möchte nun keineswegs in den vielstimmigen Chor der Verzweifelten und Benachteiligten einstimmen, sondern vielmehr anhand von vier Themenfeldern, die allesamt mit einem großen „I“ beginnen, nämlich Infrastruktur, Innovation, Interdisziplinarität und Internationalität, versuchen, gewissermaßen jenseits der „Gekränktheitsrhetorik“ (Peter Strohschneider) zwar auch die Risiken anzusprechen, aber insbesondere die Entwicklungschancen der Geisteswissenschaften aufzuzeigen und damit zugleich anzudeuten, auf welchen Gebieten sich Qualität in den Geisteswissenschaften finden und möglicherweise auch messen lässt.

Die vier „I“ als Qualitätsindikatoren

Das erste „I“ steht für **Infrastruktur** – die Grundlage geisteswissenschaftlichen Forschens, die es unbedingt zu erhalten und zu stärken gilt: Bibliotheken, Archive und Museen haben eine fundamentale Bedeutung für unser kulturelles Gedächtnis und die Erforschung der kulturellen Grundlagen unserer Gesellschaften. Allerdings unterliegen diese Institutionen derzeit einem rasanten Wandel und befinden sich in einem Spannungsfeld zwischen der gerade in Zeiten des Internet immer weiter zunehmenden Schnelllebigkeit und dem für Bibliotheken, Archive und Museen so zentralen Anliegen der Langzeitverfügbarkeit ihrer Bestände. Indem die neuen Medien die Gleichzeitigkeit, Interaktivität und Offenheit des Zugangs fördern, eröffnen sie auch der Forschung ganz neue Möglichkeiten. Sorgen machen muss aber die Vernachlässigung der Dauerhaftigkeit der Dokumentationen: Kurzlebigkeit als Folge der schnellen Verfügbarkeit! Hier gilt es, Qualität zu sichern und zu bewahren.

Das zweite „I“ steht für **Innovation**. Dieses Wort weist so viele Facetten auf, die allesamt irgendwie mit Erneuerung, Neuheit und Veränderung assoziiert werden, dass es schwer fällt, den Begriff präzise zu fassen. Für viele Geisteswissenschaftler, die sich als „Hüter unserer eigenen und fremden Traditionen“ (Gehrke) verstehen, gilt der Innovationsbegriff und mit ihm nahezu jede Zukunftsorientierung als Gegenpol dessen, was für sie im Vordergrund steht. Sie sehen den Blick in die Vergangenheit, das verstehende Aneignen, Begreifen und Vermitteln von Traditionszusammenhän-

gen als ihre ureigenste und einzige Aufgabe an. Mit dieser Haltung laufen sie Gefahr, das landläufige, des Öfteren auch von naturwissenschaftlicher Seite geäußerte Vorurteil zu bestätigen, demzufolge sich die Geisteswissenschaften allzu sehr mit „der Asche der Vergangenheit“ befassen, während es doch vor allem darauf ankomme, „das Feuer der Zukunft“ voranzutragen und möglichst naturwissenschaftlich-technische Forschung mit schnell messbaren Ergebnissen zu betreiben. Ich halte dies für einen falschen Gegensatz; denn ein allein aus dem Hier und Jetzt gespeistes „Feuer der Erkenntnis“ dürfte sich nur allzu häufig als ein rasch verglühendes Strohfeuer erweisen. Einem ebenso erinnerungs- wie hemmungslosen Fortschrittsglauben können wir jedoch nur erfolgreich entgegenwirken, wenn wir bereit sind, immer wieder neue Sichtachsen zu schaffen sowie über Zeiten und Grenzen hinweg zu lernen und zwar in der Überzeugung, dass gerade das Vergangene im Gegenwärtigen präsent sein muss, wenn wir auf verantwortliche Weise die Zukunft gestalten wollen.

Neben ihrer geradezu klassischen Funktion der Memoria, des kulturellen Gedächtnisses, nämlich unser kulturelles Erbe zu erschließen, zu bewahren und immer wieder neu zu vermitteln, sehe ich die vielleicht wichtigste Funktion der Geisteswissenschaften darin, durch vorbeugendes Nachdenken dazu beizutragen, unser Reflektionspotenzial zu erhöhen und damit letztlich auch unsere Handlungsoptionen für die Zukunft klarer herauszuarbeiten. Gerade in einer Zeit großer Verunsicherung ist vorbeugendes Nachdenken mehr denn je eine unverzichtbare Aufgabe der Geisteswissenschaften. Hierin steckt das Innovationspotenzial geisteswissenschaftlicher Forschung, dessen Ausschöpfung ohne Frage ein Qualitätskriterium für geisteswissenschaftliche Forschung ist. Dies ist freilich ein Kriterium, das sich erst in der gedankenreichen Kommunikation und Interaktion sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch an der Schnittstelle von Wissenschaft und Öffentlichkeit materialisiert.

Das dritte „I“ steht für **Interdisziplinarität**. Im Wissenschaftsbetrieb selbst dominiert nach wie vor die disziplinäre Orientierung: Einzelwissenschaftliche Referenzsysteme stehen mit Blick auf Qualitätssicherung (Standards), Zertifizierung durch Verleihung akademischer Grade, Reputation, Stabilität des Umfeldes und nicht zuletzt Karriereaussichten im Vordergrund. Sie bilden gewissermaßen die universitäre Organisationsform des Wissens!

Politik, Wirtschaft und Gesellschaft erwarten von der Wissenschaft jedoch Lösungen für die „großen“ Fragen und nicht bloß kleinteilige, aus der Perspektive einer Disziplin gegebene Antworten. In dem Versuch, eine neue Balance zwischen der notwendigen fachwissenschaftlichen Profilierung des Einzelnen einerseits sowie der ebenso notwendigen Bündelung von Forschungs- und Lehrkapazität andererseits herzustellen, wird zumeist nur eine weitgehend berührungsfreie, additional Interdisziplinarität praktiziert. Die Anstrengung, ein gemeinsames methodisches Vorgehen, gar gemeinsame Veröffentlichungen hervorzubringen, wird unter Kosten-Nutzen-Erwägungen zumeist gar nicht erst unternommen. Sie gilt sogar häufig als ausgesprochen karriereschädlich.

Im Zeitalter einer an den führenden Fachzeitschriften des jeweiligen Gebiets orientierten Vermessung der Wissenschaft mag diese fachspezifische Publikationsstrategie gerade für den wissenschaftlichen Nachwuchs auch eine durchaus verständliche Strategie sein, zumal die Zeitzyklen der Forschungsförderung mit ihren immer noch vorherrschenden zwei- bis dreijährigen Förderzeiträumen eine enge Fokussierung geradezu befördern. Hier gilt es jedoch gegenzusteuern und langfristige Perspektiven zu eröffnen, um damit zugleich bei den Wissenschaftlern den Mut zur Risikobereitschaft und zum Überschreiten disziplinärer Grenzen zu fördern. Wenn die Geisteswissenschaften ihren Beitrag zur Beantwortung der „großen Fragen“ leisten und nach außen hin sichtbar machen, stellen sie damit zugleich ihre hohe wissenschaftliche Qualität und gesellschaftliche Bedeutung unter Beweis.

Das vierte „I“ ist die schon zuvor erwähnte **Internationalität**. Wissenschaft ist ohne internationale Zusammenarbeit undenkbar. Zugleich fordern das Zusammenwachsen Europas und der Prozess der Globalisierung Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie in besonderer Weise heraus. Wenn die Universität ein attraktiver und lebendiger Platz für Forschung, Lehre und Innovation bleiben soll, dann ist es unerlässlich, eine Kultur der Weltoffenheit und Internationalität zu entwickeln. Gerade die Geisteswissenschaften können dazu beitragen, neue Sichtachsen und Lernmöglichkeiten über Grenzen und Zeiten hinweg zu schaffen.

Vor allem hinsichtlich der Risiken und Chancen von Globalisierungsprozessen sind noch viele Fragen offen. Gefordert ist daher eine verstärkte wissenschaftliche Zusammenarbeit über fachliche, institutionelle und nationale Grenzen hinweg; nur auf der Grundlage neuen Wissens können die künftigen globalen Herausforderungen wirkungsvoll angegangen werden. In der Konsequenz bedeutet dies für künftige Forschungsvorhaben, dass sie den Prozess der Globalisierung zu einem konstitutiven Moment der Architektur ihres jeweiligen Projekts machen müssen. Dies verlangt zum einen die Integration von Forschern aus unterschiedlichen Disziplinen und Kulturen und zum anderen die feste Vernetzung mit einem weltweit zu bildenden Kranz von Forscherinnen und Forschern, die sich in den Horizont der jeweiligen Fragestellung einbringen können. Umgekehrt macht eine wirkungsvolle Nutzung von Globalisierungschancen aber auch den zunehmenden Erwerb von kulturspezifischen Kenntnissen durch den Einzelnen notwendig. Auch hier sollten sich die Geisteswissenschaften verstärkt engagieren und internationalen Austausch, internationale Vernetzung und internationale Kooperationen zu einem wichtigen Kriterium für die Qualitätsbewertung erheben.

Schlussbetrachtung

Das heute nahezu simultane Herstellen, Aufbereiten und Vermitteln von neuem Wissen macht ein neues Selbstverständnis von Wissenschaft und Forschung notwendig: Von einem homogen strukturierten, durch innerwissenschaftliche Diskurse geprägten, institutionell fest verankerten Prozess hin zu offeneren, oft durch außerwissenschaftliche Fragestellungen angestoßenen und durch dezidierten Gesellschaftsbezug sowie problembezogenes methodisches Vorgehen geprägten Verfahren.

Dass sich die kontinentaleuropäischen Geisteswissenschaften vor diesen Veränderungen zu lange versteckt haben, hatte seinen guten Grund: Die als Vorbild dienende deutsche Forschungsuniversität und ihre disziplinäre Spitzenforschung machte Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer weltweit führenden Wissenschaftsnation. Doch schon seit den 1890er Jahren begann die wissenschaftliche Entwicklung vor allem in den naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen, die seit Humboldt zur Alleinideologie erhobene Einheit von Forschung und Lehre zu sprengen. Das zunehmende Unvermögen der Institution Universität, den sich ihr stel-

lenden Aufgaben – humanistische Menschenbildung, berufliche Fachbildung und wissenschaftliche Forschung – gleichermaßen gerecht zu werden, so schreibt Bernhard vom Brocke in seinem Aufsatz über die Entstehung der deutschen Forschungsuniversität, bewirkte eine ständig wachsende Diskrepanz zwischen der Universitätsidee des Neuhumanismus und der tatsächlichen Hochschulstruktur.

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren also die bis heute virulenten Probleme des kontinentaleuropäischen Hochschulsystems im Kern vorgezeichnet: Die unzureichende Berücksichtigung neuer Disziplinen im Rahmen der traditionellen Universitätseinteilung, die zunehmende Spezialisierung auf allen Gebieten, die Unmöglichkeit interdisziplinären Forschens innerhalb der gegebenen und von den Professoren zu meist vehement verteidigten Strukturen sowie die nicht zuletzt auch daraus resultierende Explosion der Kosten in den Natur- und Technikwissenschaften, die sich dann wiederum auf Einsparnotwendigkeiten in den Geisteswissenschaften negativ auswirkten.

Der fraglos berechtigte Stolz auf ein früher vorbildliches und produktives Hochschulsystem ist zu einer kontraproduktiven Mentalität der Besitzstandswahrung, zu einer Blindheit gegenüber der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Realität geworden. Deshalb erscheint es umso dringlicher, nun – trotz vielfacher Belastungen im Hochschulalltag – den Blick nach vorne zu richten auf neue Gestaltungsmöglichkeiten. Gerade vor dem Hintergrund der geschilderten Globalisierungsprozesse können die Geisteswissenschaften im institutionellen Kontext der sich weiter internationalisierenden Universitäten durchaus profitieren. Dazu müssten sie jedoch bereit sein, sich stärker als bisher in aktuelle Debatten und Ausbildungserfordernisse einzumischen.

Es besteht kein Grund, „mit dem Rücken zur Wand“ stehen zu bleiben oder gar angesichts der Übermacht der Natur- und Technikwissenschaften alle Hoffnung fahren zu lassen. Ebenso falsch wäre es, sich nun übereifrig an die Forschungs- und Bewertungsmodalitäten der Naturwissenschaften anzupassen und künstlich eigene Indices zu bilden. Der von der European Science Foundation vorangetriebene European Reference Index for the Humanities (ERIH) und die sich um seine Methodik und

Sinnhaftigkeit rankenden Kontroversen mögen hier als Hinweise genügen, um die Angemessenheit solcher Messverfahren in Frage zu stellen.

Geisteswissenschaftliche Forschung, soviel steht fest, braucht andere „Mess“- und Förderinstrumente als die Natur- und Technikwissenschaften. Wenn man die für die Naturwissenschaften üblichen Verfahren zur Qualitätsbewertung 1:1 auf die Geisteswissenschaften überträgt, so gereicht dies den Geisteswissenschaften nur zum Nachteil und führt zu einer falschen Momentaufnahme, die bloß ein verzerrtes, realitätsfernes Bild zeigt. Dennoch müssen sich die Geisteswissenschaften verstärkt darum bemühen, Kriterien und „Messinstrumente“ zu entwickeln, die über die üblichen Aktivitätsmaße zur Bewertung von „good housekeeping“ hinausreichen und durch die Qualität in den Geisteswissenschaften nicht nur innerhalb der jeweiligen Fachcommunity, sondern auch nach außen hin sichtbar und für die Öffentlichkeit erkenn- und nachvollziehbar gemacht wird. Selbstverständlich kann es auch für die Geisteswissenschaften sinnvoll sein, die üblichen Publikations- und Drittmittelindikatoren als Vergleichsgrößen zu nutzen. Sie sollten jedoch eingebettet sein in ein klar strukturiertes Benchmarking-Konzept, mittels dessen vergleichbare Institutionen – in Deutschland etwa die traditionsreichen, mit einem hohen Anteil an geisteswissenschaftlicher Lehr- und Forschungskapazität ausgestatteten Universitäten wie Bonn, Göttingen, Heidelberg, Tübingen und Freiburg – gemeinsam bewertet werden. Ein solches Konzept ließe sich meines Erachtens auch über Ländergrenzen hinweg im europäischen Hochschul- und Forschungsraum realisieren und könnte zu tatsächlichem „learning by comparing“ führen, wenn es quantitative und qualitative Bewertungselemente miteinander verbände.

Zum Abschluss lassen Sie mich noch kurz aus Nietzsches „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ zitieren, in denen sich der Philosoph über den „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ äußert. Dort heißt es: *„In dreierlei Hinsicht gehört die Historie dem Lebendigen an: Sie gehört ihm als dem Tätigen und Strebenden, ihm als dem Bewahrenden und Verehrenden, ihm als dem Leidenden und der Befreiung Bedürftigen an.“* Die Bedeutung der Geisteswissenschaften für die Erforschung vergangener, die Analyse gegenwärtiger und die Bewältigung zukünftiger Herausforderungen ist groß. Doch die Geisteswissenschaften können nur dann in Zeiten rasanten Wandels als zuverlässiger Kompass dienen, wenn sie sich ihrer Qualität und Bedeutung selbst

bewusst sind und diese auch nach außen hin sichtbar machen. Dem allgegenwärtigen Wunsch nach Qualitätsbewertung und -messung sollten die Geisteswissenschaften weder mit einer für sie ungeeigneten Anpassung an die Gepflogenheiten anderer Fächer noch mit einer vergeblichen Abwehrschlacht begegnen, sondern mit einer engagierten, interdisziplinären und im internationalen Dialog geführten Diskussion über geeignete Verfahren der transparenten Qualitätsbewertung in den Geisteswissenschaften, die quantitative Indikatoren zu nutzen verstehen und sie zugleich mit qualitativen Evaluationsmethoden verknüpfen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!